

Renatus Derbidge

## Zu Besuch in Donetsk

Eine Reise durch den Osten Europas im Januar 2017 – Teil I

### *Am Grenzübergang*

Die russische Seite der Grenze zur Ost-Ukraine. Wir Passagiere unseres Busses sollen alle raus, alles mitnehmen, uns in einem Raum in Reihe und Glied aufstellen, Gepäck auf den Boden vor uns. Ein Soldat mit Hund kommt herein und läuft die Reihe entlang. Der Hund schnüffelt und findet nichts. Wir dürfen weiter. Gepäck durchleuchten, Leibesvisite, Passkontrolle. Die Frau hinterm Glas schaut nicht einmal zu mir hoch, und doch fühle ich mich geprüft. Strenge Miene und das Gewicht der Macht auf ihren mit Abzeichen geschmückten Schultern. Der Busfahrer wollte mich in Rostow nicht mitnehmen, obwohl ich ein Ticket hatte: »Das gibt Probleme an der Grenze.« Da müsse er dann Stunden warten, bis er weiterkönnne. Schließlich, mit schmollender Gebärde, ließ er mich doch hinein. Jetzt steht er auf der anderen Seite der Grenze und schaut nervös zu den Wartenden in der Schlange herüber. Die Frau prüft, wendet, scannt und scheint nicht weiterzukommen. Tippt in einen Computer, schaut, prüft, wendet. Dann geht sie zum Schalter nebenan, berät sich. Nun muss man auch dort lange warten, bis es weitergeht. Schließlich kommt sie zurück, macht einen Eintrag mit Kugelschreiber neben mein Russlandvisum und reicht mir den Pass, als ob alles wie immer sei – streng, normal, ordentlich. Ich gehe weiter, der Busfahrer fragt ob alles in Ordnung sei, was ich bejahen

kann, und er schaut erleichtert. Als ich in den Bus steige, klopf er mir auf die Schulter. Er fährt uns die wenigen Meter zur Grenzstation der DNR, der Volksrepublik Donetsk (DNR für Донецкая народная республика bzw. Donezkaja narodnaja respublika). Ein Staat mit allem, was einen Staat ausmacht, ins Leben gerufen am 7. April 2014 von der Unabhängigkeitsbewegung und international nicht anerkannt. Wenige Tage vor meiner Ankunft in der DNR wurde im Ukrainischen Parlament (mit minimaler Mehrheit) ein Gesetzesentwurf verabschiedet, in dem die Republiken Donetsk und Luhantsk nun offiziell als von Russland besetzte Territorien behandelt werden – in dem Sinne, dass sich die ukrainische Regierung für diese Gebiete und die dort lebenden Menschen nicht mehr verantwortlich sieht. Das Mobilfunknetz wurde bereits abgestellt. Strom und Gas kommen aus Russland, auch wurde von dort aus ein Internet-Kabel gelegt, sodass Kommunikation zumindest noch auf diesem Wege möglich ist.

Hinter der Grenze zur Ostukraine ist alles anders. Die Wege und Parkplätze sind vereist, Hunde streunen und junge, dynamische Grenzer in Uniform wuseln herum. Sie begrüßen uns, winken den Bus auf einen Parkplatz. Eine Frau steigt in den Bus und sammelt die Pässe ein. Alle außer meinem sind ukrainische oder russische, es gibt auch welche, die von der DNR ausgestellt wurden, nur benutzt die keiner, dabei wäre hier der einzige Ort, an dem sie an-

die Drei 7-8/2018

erkannt würden. Die Frau sieht meinen Pass und fordert mich auf, ihr zu folgen. In dem Blechbungalow habe ich es mit einer Dame zu tun, kräftiges mahagonifarbenes Haar zu einem dicken Zopf geflochten, die mich freundlich auffordert, zu warten. Sie ruft über Funk einen Kollegen. Gleb ist jünger als ich, etwas pummelig, fröhlich und hyperaktiv. Er spricht verständliches Englisch und begrüßt mich per Handschlag: »Welcome in Donetsk!« Was ich hier wolle? fragt er. Was ich mache, beruflich und sonst, was in Rostow und was in Donetsk? Dass ich einer Schule helfen will, findet er toll. Ob ich eine Nummer hätte. Ich gebe ihm alle Kontakte, die ich habe. Drei Grenzer telefonieren. Ab und zu höre ich etwas Bekanntes heraus, weiß aber nicht, was das zu bedeuten hat. Solange die Stimmung gut ist, werde ich durchkommen. Gleb bringt mich zum Grenzbaum, dort gibt es W-LAN. Ich soll per WhatsApp Inna anrufen, erreiche sie aber nicht. Gleb nimmt mein iPhone und versucht es selbst. Inna nimmt ab. Gleb redet, lange. Er sagt mir nur, es werde jemand kommen: »Warte dort!« und weist auf einen kleinen Kiosk mit Café und Warteraum. Dieser liegt bereits hinter der Grenze. Er merkt mein Stutzen, nimmt mich sanft am Arm und lenkt mich hin. Redet mit dem jungen Mann hinterm Tresen: »Kaffee?« Ich bejahe, er reicht mir einen dampfenden Plastikbecher und sagt: »Hier kannst Du warten.« Das W-LAN reicht bis hierher. Es ist warm, und ich habe Kaffee. Nach zwei Stunden, es ist bereits nach 11 Uhr abends – das ist die Sperrstunde – kommt ein älterer Mann angefahren. Inna berichtete mir bereits per WhatsApp, es komme Andrej, der Vater einer Bekannten, der brächte mich zu sich, und dort könne ich die Nacht bleiben. Gleb gibt mir meinen Pass zurück und freut sich. Andrej spricht kein Englisch. Er ist groß, schlank, etwa 60 Jahre alt und drängt mich zum Auto. Wer sich nach 11 Uhr auf den Straßen blicken lässt, landet bestenfalls im Gefängnis. Schlimmstenfalls – das passiere auch schon mal – wird man einfach erschossen. Andrej wurde ausgesucht mich abzuholen, weil er noch vor Donetsk wohnt. Durch den Straßenposten an der Stadtgrenze wären wir nicht

mehr gekommen. Er fährt angespannt und zu schnell. Die Straßen sind in gutem Zustand, eisfrei, löcherfrei, panzerspurenfrei. Später erfahre ich, sie wurde gerade erst erneuert. Die Ketten der Panzer hätten den Asphalt gefurcht und unbefahrbar gemacht.

Wir fahren durch mit Schnee bepudertes Land, über dem ein fahler Mond steht. Im Scheinwerferlicht sehe ich Bäume am Straßenrand, flache Felder zu den Seiten. Dann eine Kolonne Panzer. Andrej fährt rechts ran und stellt den Motor aus. Nervös tippt er mit den Fingern ans Lenkrad. Nichts, sie fahren vorbei. Unbehelligt kommen wir zu ihm nach Hause, wo seine Frau mit Borschtsch auf uns wartet, und Andrej den Wodka rausholt. Nastrowje.

### *Eine kleine Schule in der großen Stadt*

Der Weg in die Stadt dauert fast eine Stunde. Die Stadt ist groß, es sind kaum Autos unterwegs, nur ein paar Menschen sind zu sehen. Es geht an großen Abraumhalden vorüber, das Zeug, was übrigbleibt, wenn man Kohle aus der Erde holt. Die Schächte gibt es hier überall. Die wie Pyramiden aussehenden Berge – manche sind abgeflacht, einige brennen innerlich und dampfen, andere sind bereits mit jungen Bäumen bewachsen – gehören hier zur Landschaft. China habe angeboten, sie zu kaufen, gegen gutes Geld. Die stecken ja voller Schwermetalle und seltener Erden – nur eben in geringem Maße. Die DNR habe abgelehnt. Auch wenn sie heute die entsprechende Technik noch nicht haben, irgendwann sind sie so weit und wollen es selber machen.

Später wird mir eine Bekanntschaft aus Donetsk erklären: »Ihr aus dem Westen, ihr missversteht die Russen, es geht uns nie ums Geld.« Das macht mich stutzig – und ich fühle mich ertappt. Dass es ums Geld geht, würde ich schon sagen. Was ist denn mit dem Turbokapitalismus und den superreichen, ihre Macht ausnutzenden Oligarchen? frage ich. »Wenn ihr ein Geschäft macht, soll es Profit bringen. Der Russe macht Geschäfte, weil es ihm Spaß macht, weil er sich darin als sinnvoller Bestandteil der Gesellschaft bestätigt fühlt und er seine Macht

dabei erlebt. Er denkt aber immer auch an die Familie.« Also, was ist jetzt der Unterschied – dass der Russe nicht egoistisch ist? »Es ist ein Unterschied, ob es ums Geld geht, oder ums Geschäft. Man sorgt vor. Man möchte gerne eine gute Zukunft haben. Und sobald man Geld hat, nutzt man es für gutes Leben.« Deshalb sei der russische Kapitalismus anders als der westliche – und deshalb erschienen die Russen als Geschäftspartner den Westmenschen als unberechenbar. Die Logik des Kapitals herrsche nur im Westen. Der Russe habe seine moralischen Verpflichtungen gegenüber seiner Familie und dem Mutterland nicht aufgegeben.

Wir fahren am Stadium vorbei. Es sieht aus wie neu eröffnet, ist aber noch vorm Krieg, also vor 2014, fertiggestellt worden, nämlich zur Fußball-Europameisterschaft 2012, die gemeinsam von Polen und der Ukraine als Gastgeberländer ausgetragen wurde, mit Spielen auch in der 1,5 Millionen-Metropole Donetsk. Wir passieren das zerbombte Stadtmuseum und Neubauten zwischen Plattenbau und stalinistischem Zuckerbäckerstil. Andrej bringt mich zum Büro seiner Arbeitsstätte. Er leitet eine Handelsfirma, Lüftungssysteme für Atomkraftwerke, läuft gerade nicht gut. Der wichtigste Handelspartner, die Ukraine, ist als Kunde weggebrochen. Seine Sekretärin macht mir einen Kaffee. Andrej geht die Treppe hoch zur Wohnung, um Galina, seine Tochter, zu wecken, sie sei die kommenden Tage für mich zuständig. Galina ist gerade von Boston, wo sie verheiratet war, hierhin zurückgezogen und spricht dementsprechend gut Englisch. Nach einiger Zeit torkelt sie, mit knallrotem Lippenstift und Stöckelschuhen, die Treppe herab und reicht mir ihre kraftlosen Finger zum Gruß. Sie greift mit ausladendem Schwung nach ihrem Pelzmantel in Leopardenoptik und winkt mir zu, mit Geste zum Innenhof, wo ihr Auto parkt.

Noch bevor sie ganz wach ist, erreichen wir die Schule. Die Straßen in diesem Vorort sind völlig vereist und kleine Bäche geschmolzenen Schnees rinnen die Spurrillen entlang. Es ist neun Uhr und die kleine Kinderschar sitzt beim Frühstück. Die Schule – d.h. eine Kindergartengruppe und eine altersübergreifende Schulklas-

se mit Waldorf-Methoden – ist in einem einstöckigen alten Haus mit Garten untergebracht. In der engen Küche sitzen alle an einem Tisch und neugierige, glänzende Augenpaare leuchten mir entgegen. Ein etwa neunjähriger Junge springt auf, rennt zu mir herüber, lacht, schlenkert mit den Armen und schaut mich an, breitbeinig stehend und über beide Ohren grinsend, ohne ein Wort zu sagen. Inna, die Leiterin hier und ursprünglich mein einziger Kontakt zur DNR – sie hat alles, was ich hier erleben werde und alle anderen Kontakte für mich organisiert –, heißt mich willkommen. Die Kinder werden in den Garten zum Spielen geschickt, sie klettern auf die nackten Kirschbäume oder tollen im Schnee. Für mich gibt's Tee und Kuchen. Oxana und Anastasija, die beiden weiteren Lehrkräfte bzw. Kindergärtnerinnen haben rote Backen vor Aufregung und grinsen nervös. Keiner weiß, was sagen. So wird mir stattdessen viel Tee und viel Kuchen angeboten. Mit Deutsch, Englisch und etwas Übersetzung durch Galina kommen wir zurecht. Alle sind erst einmal froh, dass ich angekommen bin. Sie zeigen mir das Zimmer, in dem ich wohnen darf, und wir besprechen das Programm der nächsten Tage.

### *Vika, die Priesterin*

Vika will laufen. Sie bringt mich zu einem Hilfs-Programm, das Essen zu Bedürftigen an die Front bringt. Hier darf ich einen Tag mitmachen, Essen austeilen. Sie ist klein, quirlig und trägt eine bunte Brille. Ihre lebhaften Augen sind wach und scheinen sprechen zu können. Feine dunkelblonde Haare sind in einem Zopf am Hinterkopf zusammengebunden. Einige kürzere Strähnen wackeln beim Gehen als Locken an der Schläfe. Mit sonnengelber Daunenjacke und breitem Kunstfellkragen, selbstgestrickten Schal, wollenen Stulpen mit Bommeln dran, sieht sie anders aus als die meisten Menschen hier – irgendwas zwischen Punk und Disney World. Sie ist fremd hier und doch zu Hause. Die Erfahrung, woanders zu leben, hat sie schon hinter sich. Drei Jahre war sie in Hamburg, verheiratet mit einem Deutschen. Dort arbeitete sie als Lehrerin an einer Realschule.

Von diesem Erlebnis hat sie sich noch immer nicht erholt. »Respekt«, sagt sie in schockiertem Tonfall, »sowas gibt's da gar nicht, weder bei den Lehrern noch bei den Schülern.« Ich weiß nicht, worauf sie hinauswill und schaue skeptisch. Da bleibt sie stehen und stemmt die Fäuste in die Taille: »Die sind am kämpfen. Immer am kämpfen, da herrscht Krieg!« Als wir weitergehen, erzählt sie, dass sie den Schülern erst einmal klar machen musste, dass sie nicht der Feind ist. Einige hätten das bis zum Schluss nicht begriffen. Die Schüler hätten noch nie ein Gedicht gesprochen gehabt. Da habe sie erst mal mit ihnen Goethe gelernt, bis es saß, auswendig, und gestaltet. Das habe die Schüler mit Stolz erfüllt. Es sei selbstverständlich in Russland, dass man ein paar Gedichte der Klassiker, wie Puschkin, Lermontow oder Tolstoi, auswendig könne. Und in Deutschland? Das wäre schon didaktisch sinnvoll. Vika staunt, wie man so blöd sein kann: »Da lernt man doch so viel, gutes Deutsch, Sprachgefühl, Liebe zum Mutterland.« Die Deutschen in ihrer Klasse hätten genauso entsetzlich gesprochen wie die Türken und anderen Ausländer: »Keiner konnte Deutsch, alle hassten Deutsch, alle hassten Deutschland – wie kann das sein?« In so einem barbarischen Land wollte sie nicht leben, und kam zurück – in ein Kriegsgebiet. Alles erschien ihr kalt in Deutschland, engstirnig und unfreundlich. »Habt ihr kein Herz, ihr Deutschen?« fragt sie mich und bleibt schon wieder stehen. So kommen wir nie an, denke ich und sage nichts.

Vor uns ein Eingang zu einem Schacht, hohe stählerne Türme mit Aufzügen und Winden, davor ein Haus mit zerbrochenen Scheiben. »Das haben sie stillgelegt«, kommentiert Vika: »Unsere Kohle will ja niemand mehr.« Wir kommen zum Stadtrand, eine parkähnliche Landschaft, mit Wald, Seen und Wegen zwischen zwei hohen Abraumkegeln. Vikas Mann ist Ökoingenieur, er beschäftigt sich mit den Halde. Das sei alles kontrolliert und bedacht, die Form, das Alter usw., denn sonst würden sie innerlich brennen, und das bekomme man dann nicht mehr unter Kontrolle. Wenn Bäume darauf wachsen, sei das ein gutes Zeichen, dann

sei die Halde zur Ruhe gekommen. Wir biegen ab auf einen Schotterweg. »Dort ist unser Tempel«, zeigt mir Vika unser Ziel: »Seit 10 Jahren bauen wir daran, ist fast fertig.« Ich sehe ein langgestrecktes, weißes Haus, wie ein Schuhkarton, mit wenigen Fenstern inmitten von Schneematsch und schwarzem Schotter. Wenn ich Lust hätte, könne ich zum Gottesdienst mitkommen, der beginne gleich. Barfüßige Männer mit dünnen, weißen Hosen, bei denen man die Unterhose durchsieht, und wallenden Hemden schauen uns freundlich an. Vika grüßen sie, mir nicken sie liebenswürdig zu. Einige haben Tikas auf den Stirnen. Erst jetzt begreife ich, dass wir bei den Hare Krishnas sind.

### *Die Verlassenen*

Eine Mannschaft von sieben Leuten, inklusive Vika und mir, quetscht sich in einen Lieferwagen, dessen Ladefläche mit Fässern beladen ist, in denen sich noch warmer Maisbrei befindet. Blaue Plastiktüten sind mit den Broten gefüllt. Der Wagen duftet nach ihnen. Pjotr, der Fahrer, bedauert, dass es heute nicht an die Front geht, da müsse ich morgen noch mal kommen. Heute führen wir ins Hinterland, zu verschiedenen Siedlungen, wo vor allem ältere Menschen an Hunger leiden. Es sei eine Schande, die jungen Menschen verließen das Land und vergäßen einfach ihre Eltern, die sie damit dem Hungertod aussetzten. Denn von was sollen sie leben? Die Alten wurden immer schon von ihren Kindern versorgt. Aber diese seien jetzt irgendwo, geflüchtet, erst vor den Bomben und dann vor der Perspektivlosigkeit, und wollten nichts mehr zu tun haben mit der Vergangenheit.

Wir fahren in einen Vorort, eine Elendssiedlung, verwahrloste Plattenbauten, vereiste Wege. In einem Keller, so etwas wie ein Gemeinschaftsraum, warten grauhaarige Herren mit Gehstöcken und mit Kopftüchern bedeckte, fast zahnlose Frauen in dicken farblosen Mänteln und wollenen Röcken. Eine Welle der Erleichterung geht durch die Wartenden, als wir zwei Fässer Maisbrei in den vollen Raum schleppen. Die Bedürftigen organisieren sich hier selbst, wir bringen nur das Essen und holen später die lee-

ren Gefäße wieder ab. Eine alte Frau hält mich fest, ergreift meine Hand mit beiden Händen und sagt sanft und ruhig, mit feuchten Augen: »Spasibo, spasibo bolschoje.« Die nächste Station ist ähnlich. Plattenbau, Menschen, denen man ihre Armut ansieht, obwohl man auch merkt, dass sie noch Stolz haben. Einige Männer tragen Jackett, einen Hut, die Haare sind gekämmt, aber die Schuhe haben Löcher.

Wir fahren immer weiter ins Landesinnere, die Siedlungen werden einfacher. Dann eine kleine Stadt. Eine Arbeitersiedlung, die sich um einen Kohleschacht gebildet hat. Dieser ist seit dem Krieg geschlossen. Schlagartig wurde die ganze Stadt arbeitslos. Die Jungen sind weg, die Alten noch da, auch einige Mütter mit Kindern. Für einige hier ist die wöchentliche Essensausgabe die einzige Nahrungsversorgung, die sie noch haben. Die Nachbarschaft, die Verbindung zwischen den Menschen sei stark, aber inzwischen hätten sie nichts mehr, um sich gegenseitig helfen zu können. Immerhin, seelsorgerisch sei es hier noch gut. Man wisse voneinander. Keiner sterbe alleine, vergessen in seiner Wohnung. Einige hier holen das Essen für diejenigen, die nicht mehr selber kommen können. Alle haben Berechtigungsmarken bei sich, welche die Personenzahl des Haushalts angeben. Diese zeigen sie mir, wenn sie an den Tisch kommen, an dem ich das Brot ausbebe. »Fünf« auf der Marke heißt fünf Brote. Schnell lerne ich die Zahlen auf Russisch. Gesittet und geordnet gehen sie zuerst zum Stand mit dem Maisbrei, erhalten, nach der Zahl auf ihrer Plakette, eine Anzahl Schöpfkellen in das mitgebrachte Gefäß, dann kommen sie zu mir. Keiner drängelt, keiner versucht zu betrügen. Alle wissen, es reicht gerade für alle, wenn keiner betrügt. Nur einige bitten mit gesenkten Augen um etwas mehr. Sie werden gebeten, am Ende nochmals zu fragen – falls etwas übrig bleibt, können sie noch mehr bekommen.

Als wir zurückfahren, sehen wir in Schnee und Eis auf einem Treppenabsatz eine alte Frau sitzen, gebeugt über ihren Maisbrei. Sascha, einer der Helfer deutet zu ihr und sagt betroffen: »Schau wie hungrig sie sind, sie können nicht einmal warten, bis sie zuhause sind.«

### *Anastasija, die Mutter*

Wir sitzen am Tisch der kleinen Schulküche. Der Gasofen bollert, es ist warm. Kuchen und Tee stehen auf dem Tisch. Mir gegenüber sitzt Inna, Mutter zweier Kinder. Beide gehen hier zur Schule. Offiziell gebe es die Schule gar nicht, sie seien an der Staatschule angemeldet und nur beurlaubt. Wenn sie weiterhin die offiziellen Tests bestehen, zu denen sie an die alte Schule kommen müssen, läuft es so weiter. Oxana ist Kindergärtnerin, hat vier Kinder. Sie könne hier arbeiten, weil ihr Mann das Geld verdiene. Alles Extrageld stecke sie in die Schule. Oxana ist groß, füllig, und lacht viel. Ihre langen, etwas krummen Zähne unterstützen ihr Lächeln und lassen es schelmisch, bübisch erscheinen. Sie versteht oft nicht alles, spricht weder Englisch noch Deutsch, doch schnappt sie viel auf, und Inna übersetzt einiges. Am Kopf des Tisches sitzt Anastasija, erst Mitte Zwanzig, mit zwei Kindern, beide hier im Kindergarten. Sie hat eine Ausbildung als Lehrerin und unterrichtet jene Klasse, die dem Alter nach die dritte sein müsste. Vor dem Krieg fuhr sie regelmäßig nach Kiev, um sich in Waldorfpädagogik fortzubilden. Jetzt sei das kein Vergnügen mehr. Nur Schikane an der Grenze, und ohne Bestechungsgelder komme man gar nicht mehr rüber. Das sei zu kostspielig. Und in Kiev werde sie diskriminiert. Selbst ihre Eltern, die in Odessa leben, beschimpften sie. Wenn die anriefen und ihr wieder vorwürfen, was die bösen Russen gemacht haben, verstehe sie nicht, warum ihre Eltern – ihre Eltern! – lieber dem ukrainischen Fernsehen glauben als ihrer Tochter, die im Bombenhagel lebt und die Kanonen von der Front hört, die nur fünf Kilometer von hier entfernt verläuft. Sie erlebe das hier, und die in Odessa verstünden gar nichts und sähen ihre eigene Tochter als Feind. Wenn Anastasija erzählt, kommt sie in Fahrt, ihre Backen beginnen zu glühen. Sie atmet oft schwer aus und seufzt, dann holt sie Luft, holt Kraft und redet weiter. Als sie ihren Arm für ein Geste hebt, sehe ich ihre Hand zittern. Auch ihre Finger zittern. Und ihre Stimme – zittert nur eine kurze Sekunde, dann hat sie sich wieder im Griff

und redet weiter, als ob sie, wenn sie aufhören würde zu sprechen, zusammenbrechen müsse. Ich frage, warum sie hier blieben. Wo sollen wir denn hin? Wie alle anderen einfach weg, die eigene Haut retten? Die Hälfte der Bevölkerung habe das Land verlassen. Nur die Mütter mit Kindern und die Alten, die keiner mehr braucht, seien noch hier. Sie hätten es lange überlegt. Inna sagt, ihr Mann habe hier eben Arbeit. Er sei Wissenschaftler. Es gebe nun ein Gesetz, dass die das Land nicht verlassen dürfen, so wie auch Ärzte, Lehrer und Ingenieure, damit das Land nicht kollabiert. Aber ihr Mann wäre auch so nicht gegangen. Er liebe dieses Land und seine Arbeit. Es gebe für ihn keinen Grund, irgendwo anders zu sein. Wo denn auch? Russland oder Odessa? Und dann? Was dort tun? Hier braucht man uns ja.

Ich merke, das Gespräch geht zu weit. Alleine dadurch, dass ich ein Fremder bin, jemand, der den gewohnten Alltag unterbricht, rühre ich etwas auf. Es muss weitergehen, und deshalb lebt man einfach weiter. Über den Krieg, wird nicht gesprochen. Hört man eine Bombe einschlagen, wird ein Scherz gemacht. Man hat sich eingerichtet, um das irgendwie aushalten zu können, und ich störe das. Lang Unterdrücktes kommt nun hoch, die Seelen beginnen sich zu entladen, so viel Schmerz, und angestaute Angst, denn die ist ja da, aber sie darf nicht da sein, sonst kann man hier nicht weitermachen. Schnell legt Anastasija den Arm wieder auf den Tisch, umfasst die Tasse, schaut erschrocken auf ihren Teller, und Oxana, längst nicht mehr lächelnd, wechselt schnell das Thema.

### *An der Front*

Janislav, der Mann einer Schüler-Mutter (so wurde er mir vorgestellt; dass er der Vater einer Schülerin ist, scheint nicht so wichtig zu sein), ist heute mein Fahrer und steht, zusammen mit Vika, als Begleiter zu Verfügung. Er spricht genügend Englisch, dass wir uns verständigen können. Es hat sich herumgesprochen, dass ich an die Front möchte. Janislav sitzt am Tisch und bespricht die Situation mit den Lehrerinnen. Ich kann immer noch nicht

einschätzen, ob das Leichtsinn ist und auf die Einheimischen befremdlich, sensationslüstern oder naiv wirkt. Ich höre Ablehnung und Zögern in Janislavs Stimme, als ob er nicht ganz einverstanden sei. Aber sobald wir in seinem Auto sitzen, ist er wie ausgewechselt. Ja, wir fahren an die Front, er möchte mir gerne dies und jenes zeigen. Er wirkt fröhlich und enthusiastisch. Vika macht Scherze. Ich mutmaße, dass er Inna, die sich für mich verantwortlich fühlt, beschwichtigen wollte.

Wir fahren in den Norden. Auf dem Weg zum Flughafen passieren wir den Bahnhof. Janislav weist auf Häuserfassaden mit Einschusslöchern und zerschossenen Fenstern. Aber sonst scheint alles in Top-Zustand zu sein. Dahinter ändert sich das Bild: zerschossene Häuser, die immer noch Einschusskrater aufweisen, Gleise mit fehlenden Abschnitten, zerknickte Masten. Auf einer Brücke über die Gleise stehen Autos. Janislav sagt, hier gebe es Mobilfunkempfang. Zur Grenze sei es keinen Kilometer mehr. Vika ergänzt, findige Geschäftsleute hätten aus dem von der Ukraine für das »Separatisten-Gebiet« abgeschalteten Mobilfunknetz ein Business gemacht. An den Wochenenden gebe es Busse, die aus dem ganzen Land an die Grenze führen, zu bestimmten Orten wie dieser Brücke, wo das Mobilfunknetz aus der Ukraine herüberreiche. Das sei überhaupt das schlimmste am Krieg, dass die Kommunikation so erschwert sei. Man könne seine Familie nicht mehr erreichen, wisse nicht, was los sei, mache sich Sorgen. Gerade in solchen Zeiten möchte man ja wissen, wie es den Seinigen geht. Vor einem nicht zerschossenen Hotel stehen schicke weiße OSZE-Geländewägen. Vika wird ärgerlich: »Diese verlogenen Hunde, die sind eigentlich hier, um der Welt zu berichten was hier los ist. Die fahren im ganzen Land herum und stellen fest, hier sei kein Krieg. Jeder hier weiß genau, wo geschossen wird. Man braucht ja nur die Ohren aufzumachen. Die aber fahren zu irgendwelchen Dörfern im Hinterland, wo alles friedlich ist. Nur nicht an die Grenze, wo es täglich Tote gibt, auf beiden Seiten. Die wollen das nicht sehen. Und die sollen unabhängig sein? Das ist doch ein Spiel!«

Wir fahren durch ein Dorf, eine endlose Straße mit einstöckigen, einfachen Häusern zu beiden Seiten. Fast alle sind beschädigt, Dächer fehlen, Fassaden sind zerbombt, Schutthalden liegen in den Gärten, Fenster, die mit Brettern notdürftig verrammelt sind. Janislav deutet auf einen Müllbeutel an der Straße: »Dort wohnen trotzdem noch Leute drinnen.« Ein Zimmer richteten die Leute behelfsmäßig wieder her und hausten weiter in den Ruinen. Das Wasser sei repariert, das hätten sie, aber sonst nichts. Die Kanonenschüsse werden immer lauter. Janislav sagt, dort hinter der Baumreihe, da stehen sie, dahinter ist schon die Ukraine. Wir biegen ab zu einem Friedhof. Die Baumreihe ist nun direkt neben uns. Wir würden jetzt beobachtet, aber hier ist ein Friedhof, wenn wir nicht zu lange blieben, beschwere sich keiner. Fast alle Grabplatten und Grabsteine sind zerstückelt oder durchsiebt. Bäume sind zerschossen bis auf die Stämme, in deren Holz Granatsplitter stecken. Einschlagskrater mit klarem Schlag Schatten in einem gepflasterten Weg zeigen die Schussrichtung an. Janislav springt in den nassen Erdmatsch und hebt etwas auf: »Hier, ein Souvenir!« und reicht mir einen bizarr verformten Eisensplitter. Die Kirche ist schrecklich anzusehen: Das Dach zerstört, die Fassade durchlöchert. Notdürftig wurde mit Brettern einiges abgesichert und zusammengeflickt. Das Hauptportal, eine Flügeltür, wird von einem durch die Türgriffe gesteckten orthodoxen (Doppel-)Kreuz, zusammengehalten – wie ich befürchte, dem Altar entnommen. Von hier aus sieht man das Stahlwirrwarr des einstigen Flughafengebäudes. Hier sei sie, so Vika, erst vor wenigen Jahren, der Flughafen war gerade eröffnet worden, aus Hamburg kommend gelandet. Es knallt wieder. Und Vika macht Scherze.

### *Karmisch neutral auseinandergehen*

Vika ist eine gute Übersetzerin, vor allem versteht sie, was mich interessiert. Sie kommentiert von selbst meist genau das, was ich wissen will. Ich muss nur irgendwo hinschauen. Sie ist immer geistesgegenwärtig. Einmal rutscht ihr in ihrem Redefluss etwas Ungewolltes heraus:

»Du bist komisch!« Mich wundert das nicht, Vika eben, denke ich, eine lustige, intuitive, quirlige Frau. Sie findet es wohl ungewöhnlich, dass ich die Hare Krishnas nicht verurteile oder kritisiere und denke mir nichts weiter dabei. Am nächsten Tag nimmt sie mich beiseite und kommt darauf zurück: »Ich möchte mich entschuldigen«, sagt sie, »für das ›Du bist komisch‹.« Ich bin verduzt. Was gibt es da zu entschuldigen, das ist doch völlig in Ordnung. Nein, betont sie, das sei nicht so gemeint gewesen, sie habe mich nicht verletzen wollen und ihr sei es wichtig, dass wir karmisch neutral auseinander gingen. Das überrascht mich positiv. Sie ist bei aller Redelust stets dabei und vergisst kein Wort, übergeht auch diese Szene nicht, nimmt nichts für unwichtig.

Aber es geht weiter. Sie ergänzt, sie wolle mich nicht wiedersehen müssen. Ich nehme an, sie meint in einem nächsten Leben und frage: »Um das Unrecht auszugleichen?« »Ja, genau«, erwidert sie, ihr sei klar, dass sie nach diesem Leben nicht wiederkommen werde. Das sei es gewesen. Und deshalb müsse sie in absolutem Frieden mit allen Menschen auseinandergehen. Da ertappe ich mich dabei, zu bemerken, dass mich das hier – im Gegensatz zum »komisch« – tatsächlich etwas verletzt. Sie will mich niemals wiedersehen müssen – was heißt das? Ist Vika nur aus göttlicher Erleuchtung heraus so gut zu mir? Da setzt sie noch eins drauf: »Ich finde es sehr merkwürdig, dass ich hier mit Dir bin. Das muss auch Karma sein. Da muss noch was offen sein mit meinem Ex-Mann in Hamburg. Du hast Ähnlichkeiten mit ihm. Ich dachte, das sei alles geklärt. Anscheinend nicht. Danke Renatus, dass Du mir diese Gelegenheit bietest hier aufzuräumen.« Na gut. Ich dachte, sie sei nett und herzlich, weil sie mich mag. Anscheinend verfolgt sie einen höheren Plan.

Als wir uns am letzten Tag verabschieden und ich mich, wie bei allen anderen, anschicke, sie zu umarmen, lehnt sie entschieden ab: »Nein, wir sind nun quitt, ich umarme Dich nicht.« Und geht einfach, befreit und locker – als ob sie keine Rolle spielten, die Begegnungen hier auf dem irdischen Plan – ohne ein Wort des Abschieds zu Türe hinaus.